

Religiöse Sprache ausstellen? Die Sprachen von Judentum, Christentum und Islam im Museum kommunizieren

Das Symposium „Religion ausstellen 2022“ in Lutherstadt Wittenberg

Harald Schwillus/Stefan Rhein

Unter dem Titel „Religion ausstellen“ findet seit 2008 eine Reihe von Symposien statt, die sich programmatisch dem breitgefächerten Thema „Religion im Museum“ widmet und zu einer wichtigen Plattform des Austauschs von Theolog:innen, Kulturhistoriker:innen und weiteren Geisteswissenschaftler:innen, von Pädagog:innen und Museumsverantwortlichen avancierte. Dabei geht der Fokus über Deutschland hinaus, so dass auch das religiöse Erbe Europas immer wieder thematisiert wird. Museen bieten ganz eigene Möglichkeiten der Begegnung mit Religion(en), mit sakralen Gegenständen, heiligen Texten, liturgischen Objekten, religiösen Bauten, theologischen Einsichten und spirituellen Erfahrungen, da sie außerhalb eines als religiös konnotierten Raums wie etwa einer Kirche, eines Klosters, einer Moschee, einer Synagoge, eines Tempels etc. öffentliche Orte sind, in denen das Informationsbedürfnis auch einer säkularen Gesellschaft befriedigt, vielleicht oft auch erst geweckt wird. In einem Land wie Deutschland, in dem die kirchlich gebundene Bevölkerung mittlerweile unter 50% der Gesamtheit ausmacht, drohen auch das Verständnis und die Sensibilität für das Transzendente, die religiöse Musikalität, also das verstehende Hören religiöser Klänge und Worte allmählich verloren zu gehen. Umso wichtiger ist es, eine Sprache zu finden, die dem Religiösen angemessen und zugleich für die Rezipient:innen verständlich ist.

Mit dem Titel „Religiöse Sprache ausstellen? Die Sprachen von Judentum, Christentum und Islam im Museum kommunizieren“ war also ein anspruchsvolles Thema gesetzt, das als 7. Symposium der Reihe am 14. und 15. Oktober 2022 in der Lutherstadt Wittenberg diskutiert wurde. Der Ursprungsort der Reformation konnte hierfür einen passenden Rahmen bilden, da Luthers Reformation ein wirkmächtiges Sprachereignis war und mit der Bibelübersetzung in die Volkssprache den Zugang zu den Quellen des Glaubens öffnete und dadurch allgemeine Teilhabe ermöglichte, aber auch Luther selbst es als großer Sprachkünstler verstand, eine existenzielle Sprache zu entwickeln, die sich nicht hinter einem scholastisch-intellektuellen Jargon ‚versteckte‘, sondern direkt und packend die Zuhörer:innen und Leser:innen erreichte.

Auf dem Symposium wurden neun Vorträge gehalten, die alle im vorliegenden Tagungsband, z. T. in überarbeiteter und erweiterter Form, abgedruckt sind. Sie werden durch zwei zusätzliche Beiträge von Apeksha Dhungel und von Klaus-Martin Bresgott ergänzt.

Die Sprache der Religion(en) im Museum ausstellen? Eine Annäherung an die Fragestellung in vier Anläufen

Harald Schwillus

Den folgenden Überlegungen vorangestellt sei – mit einem gewissen Augenzwinkern – ein wahrscheinlich sehr bekannter, bereits über 40 Jahre alter Text:

„‘Theo, wir fahr’n nach Lodz!’ Nun, was wollen uns diese Worte sagen? Da ist von einem Menschen die Rede. Von einem ganz bestimmten Menschen. Nicht Herbert, nicht Franz, nicht Willy, nein, Theo ist gemeint. Aber um welchen Theo handelt es sich? Ist es nicht auch jener Theo in uns allen? Jener Theo, der in so wunderbaren Worten vorkommt, wie Theologie, Theodorant, Tee oder Kaffee? Und an diesen geheimnisvollen Theo ist eine Botschaft gerichtet: ‚Theo, wir fahr’n nach Lodz!’ Vier fahr’n. Da sind also vier Menschen unterwegs. Und wer sind diese vier? Sind es die vier Jahreszeiten? Die vier Musketiere? Oder sind es vier alle?“¹

Das ist sicherlich – und so ist es wohl auch gemeint – eine humoristische Karikatur christlich-kirchlicher Verkündigungssprache. Sie stammt vom deutschen Komiker Otto Waalkes. Er spielt natürlich mit Klischees und Vereinfachungen, doch wird religiöse Sprache in der öffentlichen Wahrnehmung nicht selten mit der hier humoristisch ‚durch den Kakao gezogenen‘ Kommunikationsweise verbunden. Damit macht Otto Waalkes auf etwas Wichtiges aufmerksam: Soll religiöse Sprache weiterhin als eine Sprache begriffen werden, die Inhalte transportiert, die etwas lebensweltlich Relevantes ‚zu sagen hat‘, das sich nur in ihr ausdrücken lässt, dann besteht hier eine gewaltige Aufgabe; eine Aufgabe, die zunächst von den religiösen ‚Muttersprachlern‘, d.h. den religiös gebundenen Menschen überhaupt sowie dem religiösen Fachpersonal im Dienst der Religionsgemeinschaften und insbesondere auch den Vertreter:innen der wissenschaftlichen Reflexion von religiösen Sprachformen, den Theolog:innen, zu schultern ist. Diese Aufgabe wird noch komplexer und anspruchsvoller, wenn die Kommunikation über und in ‚Religion‘ im Bereich des Lernens im Museum erschlossen und gestaltet werden soll – ist ‚Religion‘ doch hier zunächst nicht zuhause, nicht im Eigenen, sondern an einem kulturellen Bildungsort eigener Art anzutreffen.

Und dies alles gilt natürlich nicht nur für die religiöse Sprachwelt des Christentums, die Otto Waalkes ‚aufs Korn genommen‘ hat, sondern auch für die Sprachwelten aller anderen Religionen – von den anderen großen abrahamitischen Religionen Judentum und Islam

¹ Zit. n. Feddersen, Jan/Gessler, Philipp: Phrase unser. Die blutleere Sprache der Kirche, München 2020, S. 18.

Auf der Suche nach dem treffenden Wort Religiöse Sprachlosigkeit und neue Sprachversuche heute

Stephanie Lehr-Rosenberg

„Wort und Ding
lagen eng aufeinander
die gleiche Körperwärme
bei Ding und Wort“¹

Solche Erfahrungen, das treffende Wort zu finden und den Abstand zwischen Erlebtem und dessen Versprachlichung so gering wie möglich zu halten, wie in diesem kurzen Gedicht von Hilde Domin reflektiert wird, gelingen immer nur ansatzweise – ein Glücksfall, wenn Ding und Wort die gleiche Körperwärme aufweisen. Besonders moderne Lyrik zeichnet aus, dass die Sprachnot dem lyrischen Schaffen vorausgeht und Verse dem Verstummen abgerungen werden.²

Eindrucksvoll bringt das Gedicht „Klapper“ von Zbigniew Herbert die Sprachnot des Dichters und seine Wanderung auf unsicherem Terrain ins Wort:

„Klapper
Es gibt leute die im kopf
gärten züchten
und ihre haare sind pfade
zu sonnigen weißen städten
sie schreiben leicht
schließen die augen und schon
fließen von ihren stirnen
bilderlawinen
meine vorstellungskraft
ist ein stück brett
mein instrument
ein kurzer stock“

¹ Domin, Hilde: Gedicht „Wort und Ding“ in: dies.: Gesammelte Gedichte, Frankfurt a.M. 41987, S. 299.

² Vgl. Höck, Wilhelm: Formen heutiger Lyrik. Verse am Rand des Verstummens, München 1969.

Über Vielfalt und Originalität des sprachlichen Symbolisierungsmodus im Christentum

Guido Meyer

Im Centre Pompidou in Paris, auch Beaubourg genannt, eines der weltweit bedeutendsten Museen für moderne Kunst, befindet sich auf der vierten Etage in Raum neun ein zunächst etwas seltsam anmutendes Kunstwerk. Es trägt den Titel „One and Three Chairs“ und stammt von dem amerikanischen Maler und Bildhauer Joseph Kosuth. Es zeigt beliebige Stühle, einen in Realpräsenz, einen baugleichen als Bild und groß abgebildet das Wort „Chairs“ samt einem Ausschnitt aus einem Lexikon, der über seine Übersetzungen in weitere Sprachen und seine Bedeutung informiert. Der Wirklichkeit – so verstehe ich den Künstler – können wir auf unterschiedliche Weise begegnen. Wir können ihr, so will es uns die Installation zeigen, vermeintlich unmittelbar, in bildlicher und in schriftlich-sprachlicher Weise begegnen.



Joseph Kosuth, One and Three Chairs, 1965

Es gilt das gesprochene Wort! **Sprache im Jüdischen Gottesdienst als Brücke zwischen Erde und Himmel**

Andreas Nachama

Wir sind hier auf der Erde. Wir sind, wenn wir in einer Synagoge sind, in einem geschlossenen Raum und wir verbinden uns mit unserer Sprache in eine andere Dimension. Wir versuchen, mit unseren Gebeten Gott zu erreichen. Das ist zugegebenermaßen in jeder Religion schwer, und es ist auch nicht allein die Sprache, es ist das gesprochene Wort. Es ist die Art und Weise, wie ich dieses Wort ausspreche, um den Versuch zu unternehmen, von hier zu Ihm zu kommen. Der jüdische Gottesdienst ist in aller Regel in hebräischer Sprache abgehalten. Zudem gibt es für die Schriftlesung schon seit dem 9. Jahrhundert eine Vorschrift von Rabbi Aaron ben Moses ben Ascher: Er hat gesagt, wer liest, soll gehört werden, und wer hört, soll verstehen. Und so hat er ein Akzentsystem für die gesamte Heilige Schrift, also für die Tora (תורה), Nevi'im (נביאים) und Ketuvim (כתובים) – d.h. für die Fünf Bücher Mose, für die Propheten und für die anderen Schriften – entwickelt.¹ Dies war nötig, da die hebräische Schrift selbst keine Vokale enthält. Ein ähnliches Akzentsystem zum öffentlichen Vortrag der Texte gab es übrigens auch in der Gregorianik. Und tatsächlich ist diese Form des Vortrags dann auch eine erste Interpretation des Textes, weil dies z.B. Kommata in einem Text setzt, in dem noch nicht einmal Vokale enthalten sind, und weil es bestimmte Worte besonders heraushebt, um zu verdeutlichen, worüber gesprochen wird.

Und insofern besteht der auf Hebräisch gehaltene jüdische Gottesdienst nicht einfach nur aus hebräisch gesagten Worten, sondern er ist der Versuch, die Sprache zu gliedern und mit der Sprache die Herzen, die Ohren der Mitbetenden zu erreichen, aber immer eben der Versuch, mit dieser Sprache Ihn, also Gott, zu erreichen. Die jüdische Tradition sagt, dass gewissermaßen jedes Kind, wenn es noch nicht geboren ist, sich also im Mutterleib befindet, hebräisch versteht und erst durch den Schock der Geburt diese Kenntnis verloren geht und man die Sprache neu lernen muss, aber derjenige, der Hebräisch spricht, im Tiefsten seines Herzens doch verstehen könnte, was da gesagt wird. Dafür gibt es richtige, seriöse Erklärungen und es gibt nette Erklärungen. Die eben vorgestellte ist eine von den netten. Aber richtig ist jedenfalls, dass sich das vom Reformjudentum im 19. Jahrhundert unternommene Projekt, die Gottesdienste vorwiegend in der jeweiligen Landessprache – also in Deutschland in Deutsch, in Amerika in Englisch usw. – abzuhalten, nicht wirklich durchgesetzt hat. Auch heute besteht ein reformjüdischer Gottesdienst zu

¹ Vgl. Ben-Hayyim, Zeev: Ben-Asher, Aaron ben Moses, in: Encyclopaedia Judaica, Bd. 4, Jerusalem 2007, Sp. 465–467.

Die Sprache des Islam kommunizieren Das Abenteuer der Übersetzung

Fahimah Ulfat

Religiöse Sprache zu kommunizieren ist alles andere als einfach. Das fängt schon bei der Übersetzung an, denn die ursprünglichen Sprachen der Religionen sind bekanntlich nicht Deutsch. Die Sprache des Islam ist mit Rückgriff auf den Koran in erster Linie die arabische Sprache. Sie wird als klassisches Arabisch bezeichnet, die im Gegensatz zur modernen Form ‚altertümliche Züge‘ im Bereich des Wortschatzes, der Wortformen, der Orthographie, der Grammatik und der Satzkonstruktionen aufweist.¹ Der bekannte Koranübersetzer Hartmut Bobzin schreibt dazu: „Wer sich jedoch in die umfangreiche Literatur zur grammatischen Kommentierung des Korans vertieft oder gar versucht, den Koran zu übersetzen, der wird sehr rasch merken, wie zahlreich und vielfältig die sprachlichen Probleme sind, die der Korantext bietet, ja, daß es auch Stellen gibt, deren sichere Deutung nahezu unmöglich erscheint.“²

Eine weitere Problematik besteht darin, dass koranische und theologische Begriffe in häufig unterschätzter Weise Eingang in die Alltagssprache von Musliminnen und Muslimen gefunden haben. Jedoch verwenden die islamisch-theologischen Disziplinen ein hochspezialisiertes, wissenschaftliches Vokabular, dessen Wurzeln weit in die Vergangenheit zurückreichen. Begriffe in der islamischen Theologie haben zwei Bedeutungsebenen: eine lexikalische und eine fachspezifische. Fachspezifische Bedeutungsebenen können zudem auch innerhalb eines Begriffes variieren. Das kann am Beispiel des Terminus ‚illa‘ verdeutlicht werden: ‚Illa‘ bedeutet in der Disziplin der Islamischen Normenlehre (fiqh) ‚ratio legis‘, in der Systematischen Theologie (kalām) ‚Grund‘ bzw. ‚Ursache‘ (zum Beispiel einer Handlung oder der Existenz der Welt) und im Sufitum (taṣawwuf) ‚Krankheit des Herzens‘. Der Begriff wird auch im Alltagsvokabular verwendet, ist dort allerdings mit den theologisch-fachspezifischen Implikationen kaum noch kompatibel. Jede Disziplin der islamischen Theologie hat also ihre eigene fachspezifische Sprache bzw. Terminologie, die darüber hinaus teilweise auch von Nicht-Theolog:innen verwendet wird. Zudem sind die theologischen Begriffe bzw. die Sprache des Korans in einem zeitlichen und kulturellen Kontext geprägt worden, der heute nicht mehr gegeben ist. Der Sprachgebrauch hat sich verändert, der Kontext ist ein anderer, die Diskurse sind pluralisierter und die Begriffe verlieren mit der Zeit ihre geschichtliche Verankerung.

¹ Vgl. Bobzin, Hartmut: Der Koran. Eine Einführung, München 2007, S. 88.

² Ebd.

Religious and traditional spaces in Kathmandu

Passing the essence onto generations

Apekshya Dhungel

Kathmandu – an introduction

Kathmandu valley comprises of the three major cities: Kathmandu, Lalitpur and Bhaktapur. Kathmandu is the capital city of Nepal. Kathmandu city is a converging point for the nation's population also in the past, which can be observed from its rich cultural heritage.¹ Patan (Lalitpur) city shares significance in its history and culture as Kathmandu. Bhaktapur city is also known as 'city of devotees' and referred as the 'living heritage' of the valley.²

The valley is enriched with most of Nepal's ethnic groups, but the Newars are the indigenous inhabitants. It is the political, commercial and cultural centre for Nepal which showcases a rich culture, art and tradition, especially that of the Newari Settlement.³

The historical identity of the city has a great variety of cultural heritage sites including the palaces, monuments, religious sites (temples and shrines) with sacred rivers, as well as ancient settlements, urban elements in the form of historic ponds, taps and public wells.⁴ The towns of Kathmandu Valley have traditionally been built as compact settlements that encouraged walking and the use of public open space. The public space is widely used for individual purposes, such as visiting temples, playground for children or as a workplace.⁵

One interesting factor to consider before proceeding forward is the identification of the importance of the religious spaces in preserving the history and identity of the Valley as well as the entire country. The seven of the UNESCO world heritage sites of Nepal are in Kathmandu valley: the three palace squares of the valley (Patan, Bhaktapur and Kathmandu with many Hindu temples on the premises); two Buddhist shrines (Swoyambhu Nath Stupa and Bouddha Nath Stupa) and two Hindu temples (Pashupati Nath and Changu Narayan). All of these world heritage sites have religious importance, some dating back to atleast 5th century AD.⁶

¹ Cf. Weiler, Katharina M: The Neoclassical residences of the Newars in Nepal, Heidelberg 2009.

² Cf. Bhaktapur.com: Tourism, Travel, & Information Guide to the Royal City of Bhaktapur in Nepal (Bhaktapur.com, 2015) (latest opened 2024-01-29).

³ Cf. Pant, Mohan/Funo, Shūji: Stupa and Swastika, Kyoto 2007; UNESCO: Kathmandu Valley, World Heritage Convention, 2015 (<https://whc.unesco.org/en/list/121/>) (latest opened 2024-01-29).

⁴ Cf. Thapa, Rajesh B/Murayama, Yuji/Ale, Shailja: City Profile Kathmandu, in: Cities 25 (2008), p. 45–57.

⁵ Cf. Weiler, Neoclassical residences.

⁶ Cf. UNESCO 2015.

Über Religion sprechen

Philosophiedidaktische Annäherungsversuche an einen Problembereich

René Torkler

Im Philosophieunterricht über Religion zu sprechen ist aus einer Reihe von Gründen keine ganz unkomplizierte Angelegenheit. Als Philosophiedidaktiker möchte ich mich hier vornehmlich auf diesen Kontext des Philosophieunterrichts beziehen. Die Thematisierung religiöser Sprache im Museum, die den vorliegenden Band nicht unwesentlich motiviert, wird daher eher am Rande eine Rolle spielen. Mit Blick auf den Kontext des Museums kann ich hier bestenfalls eine Außenperspektive anbieten – auch wenn vieles von dem, was in diesem Beitrag eine Rolle spielen wird, vermutlich für die meisten öffentlichen Kontexte innerhalb demokratischer Rechtsstaaten in ähnlicher Weise gesagt werden könnte. Allerdings ergeben sich aus der Perspektive des Philosophiedidaktikers auch einige Unterschiede zwischen einer musealen und einer philosophiedidaktischen Thematisierung religiöser Sprache – und möglicherweise können sich daraus dann wiederum Anregungen für den Kontext des Museums anbieten.

Die Frage, von der ich ausgehen möchte, ist die, warum wir eigentlich im Philosophieunterricht über Religion sprechen und wie wir dies tun sollten. Um mich einer Antwort auf diese Frage anzunähern, werde ich mich zunächst mit der Frage beschäftigen, warum wir im Philosophieunterricht überhaupt miteinander sprechen – und das ist möglicherweise nicht ganz so trivial, wie es im ersten Moment klingen mag. Dann möchte ich kurz auf die Frage eingehen, warum wir im Philosophieunterricht über Religion sprechen, um dann zu der didaktisch relevantesten Frage zu kommen, wie wir das tun sollten. Dabei werde ich mich auf Überlegungen von Jürgen Habermas zur Übersetzung religiöser Rede beziehen, diese dann mit Charles Taylor einer kurzen Kritik unterziehen und anschließend mit Hans Joas auf eine theoretische Alternative hinweisen. Am Schluss werde ich versuchen, aus diesen Überlegungen kurz einige didaktische Schlussfolgerungen abzuleiten.

Warum sprechen wir im Philosophieunterricht miteinander?

Im schulischen Kontext gilt Philosophie bei vielen als ‚Laberfach‘ – und mit dieser Einschätzung korrespondiert ein verbreiteter Gebrauch des Wortes ‚Philosophieren‘ im Sinne einer weitschweifigen, aber ansonsten ergebnislosen sprachlichen Betätigung. Ich will mich hier nicht damit aufhalten, diese Einschätzung oder den etwas abschätzigen Begriffsgebrauch zu kritisieren. Der Philosophiedidaktiker Wulf Rehfus hat in Maximalop-

Kreuze und Martyrien

Überlegungen zum religiösen Sprechen in Auseinandersetzung mit Gewaltdarstellungen im Diözesanmuseum Rottenburg

Daniela Blum

Kinder haben die besseren Augen. Gleich kleinen Seismographen erspüren sie selbst die kleinsten Darstellungen körperlicher Gewalt und wollen genau dazu etwas wissen. In einer Nische des Diözesanmuseums Rottenburg hängt ein nicht allzu großes Bild, das sofort das Interesse von Kindern auf sich lenkt. Es handelt sich um eine Darstellung der Beschneidung Jesu acht Tage nach seiner Geburt.¹ Die Beschneidung Christi war für die mittelalterlichen Theologen ein entscheidendes Ereignis. Sie galt als Bestätigung einerseits dafür, dass Jesus Christus einen menschlichen Leib angenommen hatte, andererseits dafür, dass Gott in ihm den Bund Abrahams bestätigte.² Im Vordergrund stehen Maria und Josef, mit dem greisen Simeon als Paten fließt die spätere Darstellung Jesu im Tempel in dieses Bild mit ein. Im Hintergrund psalmodiert vor einem Notenpult der Chasan, der Kantor, neben einem weiteren Mann, wohl dem Koreh, dem Thorakundigen, der dem Kantor mit einem Tora-Zeigestock assistiert. Mit einem kleinen gekrümmten Messer vollzieht der Mohel, der Beschneider, die rituelle Handlung an dem kindlichen Jesus, der von Simeon gehalten wird. Zwei kaum sichtbare rote Blutströme werden in der bereitgestellten Schale aufgefangen. Kinder, die in westlich geprägten Kontexten aufwachsen, kennen für gewöhnlich weder das Phänomen, das hier dargestellt ist, die Beschneidung, noch die Tatsache, dass dieses Ritual im jüdischen wie im muslimischen Kontext nach wie vor praktiziert wird. Aber so unauffällig die Blutströme sind, Kinder gehen an solchen Bildern nicht einfach vorbei. Und die These dieses Beitrags ist: Sie sollen es auch nicht.

Solche Darstellungen von körperlicher Gewalt an Menschen, die sich für gewöhnlich künstlerisch als Blut manifestiert, finden sich vielfach in der spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Kunst und sind bis heute in vielen Museen und Kirchen zu sehen. Kirchen und Kapellen sind der ursprüngliche Sitz im Leben der meisten dieser Kunstwerke; aus Kirchen und Kapellen heraus haben sie nach Bilderstürmen, Neugestaltungswellen oder Renovationen ihren Weg ins Museum gefunden. Aus diesem Sitz im Leben heraus erklärt sich, dass den meisten Kunstwerken eine zutiefst religiöse Sprache eingeschrieben ist. Im Museum fehlt ihnen nicht nur die sakral-architektonische Ursprungs-umgebung, sondern auch die ursprüngliche Funktion eines sakralen Bildes, die zwischen

¹ Zur Erschließung vgl. Diözesanmuseum Rottenburg (Hg.): Gemälde und Skulpturen, bearb. von Melanie Prange und Wolfgang Urban, Ostfildern 2012, Nr. 48, S. 225–227.

² Vgl. ebd., S. 225.

„G*tt w/m/d – Geschlechtervielfalt seit biblischen Zeiten“ Religiöse Sprache auf dem Prüfstand im Bibelmuseum Frankfurt

Veit Dinkelaker

Für diejenigen, die die Bibel kennen, ist es keine Überraschung: Hinsichtlich der Vorstellungen von Gott gibt es eine große Vielfalt. Sich Gott als alten Mann mit weißem Bart vorzustellen, entspricht nicht dem textlichen Befund. In der Dauerausstellung des Frankfurter Bibelmuseums, in einer virtuellen Online-Ausstellung und im Ausstellungskatalog lässt sich ergründen und nachlesen, wie vielfältig die Frage der ‚Geschlechtlichkeit‘ für das Gottes- und Menschenbild in biblischen Texten und Traditionen aufgegriffen wird. Es gibt nicht nur in der Antike verschiedene Konstruktionen von Geschlechtlichkeit. Sie verändern sich durch die Zeit immer wieder. Neuzeitliche Konstruktionen, von der viele geprägt sind, sind nur einige unter vielen.

Das Bibelhaus ErlebnisMuseum (BIMU) gibt es am Museumsufer in Frankfurt am Main seit dem Jahr 2003.¹ Es ist ein privates Museum, das von der Frankfurter Bibelgesellschaft² getragen ist und in 20 Jahren großzügig gefördert wird durch die Evangelische Kirche in Hessen und Nassau, die Stadt Frankfurt und das Bankhaus Metzler. Es ist ein archäologisch-kulturgeschichtliches Museum mit einem starken Fokus auf der Vermittlung.³ Seit 2010 birgt das Museum Dauerleihgaben der Israelischen Antikenverwaltung. 75% der Besucher:innen sind unter 18 Jahre alt. Besondere Aufmerksamkeit bekam es 2015 mit zahlreichen Erlebnisstationen zur Erschließung der Lutherbibel als Sprachereignis mit großer Wirkung.⁴

¹ Zur Konzeption des BIMU vgl. Dinkelaker, Veit: Das Programm des Messias. Die Jesaja-Schriftrolle im Bibelhaus Erlebnis Museum Frankfurt, in: Legat, Anke von/Schneider, Michael (Hg.): Große Botschaft in kleinen Texten. Bibelauslegung in und durch Medien der Gegenwartskultur, Paderborn 2022, S. 146-162, hier: S. 146f. (mit weiterführender Literatur).

² Zur reichen Geschichte der Frankfurter Bibelgesellschaft seit der Gründung 1816 vgl. Trautwein, Dieter: Gottes Wort reichlich unter uns, in: Frankfurter Bibelgesellschaft (Hg.): 175 Jahre Frankfurter Bibelgesellschaft. Katalog zur Ausstellung Frankfurter Bibeldrucke in vier Jahrhunderten, Frankfurt a.M. 1991, S. 14–42.

³ Dinkelaker, Veit/Meier, Christoph: „Zeigt mir die Münze!“ Schul- und Museumspädagogik im Gespräch über Erlebnis- und Kompetenzorientierung, in: Schefzyk, Jürgen/Zwickel, Wolfgang (Hg.): Judäa und Jerusalem. Leben in römischer Zeit, Stuttgart 2010, S. 10–12.

⁴ Dinkelaker, Veit/Schefzyk, Jürgen: Luthers Meisterwerk – das Wunderwerk der Sprache, in: Schefzyk, Jürgen/Zwink, Eberhard (Hg.): Luthers Meisterwerk. Ein Buch wie eine Naturgewalt, Oppenheim 2015, S. 40–111.

„Wie bitte?“

Verstehen und Nicht-Verstehen in Kunst und Religion

Hannes Langbein

Im Herbst 2022 stand „wie bitte“ in der Apsis der Berliner St. Matthäus-Kirche, die als Kunstkirche der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz regelmäßig wechselnde Kunstausstellungen im Kirchenraum zeigt. Der Berliner Künstler Via Lewandowsky, bekannt für seine hinter-sinnig-ironischen Raum-Installationen, hatte den goldgelben Schriftzug im Rahmen seiner gleichnamigen Ausstellung an der Rückwand der Apsis angebracht und mit über 80 Lautsprechern auf den Emporen der Kirche flankiert, die fortwährend Geräusche, Musikfragmente und gemurmelte Psalmtexte in den Kirchenraum strahlten: „Wie bitte?“. Die Inschrift fungierte gleichsam als Überschrift des Klangerlebnisses im Kirchenraum: ‚Was wird da gemurmelt? Was hören wir?‘ Über dem Altar zielte die Assoziationsbreite über das menschliche Ohr hinaus: ‚Ist da jemand? Hört uns jemand? Versteht uns jemand?‘



Via Lewandowsky, „wie bitte“, Altarbild im Rahmen der Ausstellung „wie bitte“ in der St. Matthäus-Kirche im Berliner Kulturforum, 12.9.–20.11.2022

Über die Bibel sprechen

Erkundungen zu spielerischen Lernumgebungen: der Wittenberger Escape-Room zur Lutherbibel

Stefan Rhein

Das Jubiläum „500 Jahre Lutherbibel“ wurde 2022 an zahlreichen Orten in Deutschland mit Ausstellungen und Veranstaltungen gefeiert. Auch im Lutherhaus Wittenberg sollte die Erinnerung an die Bibelübersetzung nicht ohne eine Sonderausstellung vorbeigehen, auch wenn das sogenannte Septembertestament Luthers in der Dauerausstellung bereits einen festen Platz einnimmt. Die unterschiedlichen Überlegungen zu den Wittenberger Ausstellungsplanungen werden im Folgenden vorgestellt. Zudem geht es um die Präsenz der Bibel in deutschen Museen und Ausstellungen, um so den aktuellen musealen Rahmen für die Vermittlung der Bibel zu beschreiben.

Das Wittenberger Ausstellungsvorhaben eines Escape-Rooms zur Lutherbibel war eine Kooperation der LutherMuseen, d. h. der Stiftung Luthergedenkstätten in Sachsen-Anhalt, und von WortWerkWittenberg e.V., in enger Zusammenarbeit mit dem Luther-Melanchthon-Gymnasium Wittenberg. Beteiligt an der Realisierung waren maßgeblich der Autor und Dramaturg Andreas Hillger sowie der Ausstellungsgestalter, Bühnenbildner und Szenograf Klemens Kühn. Die Rätsel für den Escape-Room entstanden in gemeinsamen Workshops mit zahlreichen Kolleginnen und Kollegen der LutherMuseen sowie mit Wittenberger Schülerinnen und Schülern.

Die Reformation war eine große Bildungsbewegung, die programmatisch auf die Teilhabe aller setzte. So ungewöhnlich vielleicht die Lösung erscheint, die wir für die Vermittlung von Luthers Bibelübersetzung fanden, nämlich dieses wirkmächtige Ereignis im Format eines ‚Escape-Rooms‘ zu präsentieren, so sehr gibt sein Erfolg, d. h. die Resonanz auch bei Gruppen, die wohl niemals in eine kulturhistorische Bibelausstellung gegangen wären, den gemeinsamen Anstrengungen recht. Unsere Intention war es, die Bibelübersetzung als Werk eines Wittenberger Teams darzustellen. Ebenso können Escape-Rooms auch nur in kommunikativen Teams gelöst werden. Und diese Escape-Ausstellung war auch nicht das Werk eines einsamen Kurators, sondern ist und bleibt eine Gemeinschaftsleistung. An den folgenden Ausführungen haben also viele mitüberlegt und mitgeschrieben. Ihnen allen sei dieser Beitrag in Erinnerung an viele fröhliche, spannende, manchmal auch anstrengende, aber doch immer anregende Runden voller Ideen dankbar gewidmet.

„Bei Deinem Namen genannt“ – die Rückkopplung religiöser Sprache an den Alltag

Eine essayistische Brücke

Klaus-Martin Bresgott

Ehe ich meine Gedanken zur ‚Ausstellungsmacherei‘ im Kontext religiös-christlicher Themen und der Frage der Neugier weckenden Ansprache dafür skizziere, möchte ich vorausschicken, dass ich zum Kuratieren und Gestalten einer Ausstellung ‚wie die Jungfrau zum Kinde‘ gekommen bin. Am Anfang stand die spannende Herausforderung eines ausgerufenen Themenjahres zum europäischen Kulturerbe und für mich die Frage, ob und wie ich dazu etwas selbst in die Hand nehmen und gestalten kann. Als Germanist bin ich gewohnt, darüber in Texten nachzudenken oder ein Gedicht beizutragen. Als Kunsthistoriker suche ich nach Möglichkeiten der Wahrnehmung, Entschlüsselung und Vermittlung. Als Dirigent und Dramaturg kreierte ich musikalisch-sinnliche Programme, die das Thema künstlerisch inszenieren. Eine Ausstellung auf den Weg zu bringen, war zunächst nur eine Option von vielen, die jedoch mangels Erfahrung hintanstand. Diese fehlende Erfahrung war aber schließlich der größte Reiz, weil sich darüber die Möglichkeit bot, eigene Kompetenzen aktiv zu verknüpfen und in einer für mich neuen Form aufgehen zu lassen.

Insofern ist alles Folgende die geronnene Erkenntnis aus einem Einzelfall, der sich allerdings im Dominoprinzip als Glücksfall erwiesen hat, denn die Ausstellung konnte sich an 32 Orten in jeweils neuem Umfeld und Aufbau wieder der Praxisprüfung unterziehen – und hat sie bestanden.

Exkurs: Informationen zur Wanderausstellung „Bei Deinem Namen genannt“

Mit der Intention, Namen und Gebäude mit ihren christlich-religiösen Wurzeln als Identitätsträger des kulturellen Erbes in Geschichte und Gegenwart sichtbar zu machen, wurde die Ausstellung „Bei Deinem Namen genannt“ mit den beiden Modulen „Maria“ und „Nikolaus“ konzipiert und in 16 evangelischen und katholischen Nikolaikirchen sowie in 16 evangelischen und katholischen Marienkirchen in allen Bundesländern (von Flensburg bis München) präsentiert. Ihre Zielgruppen waren Kirchengemeinden, Kirchenbesucher:innen, Touristen und Schulklassen, auch ein ‚Laufpublikum‘, das im gelassenen Vorbeigehen in etwa fünf bis zehn Minuten das Thema der Ausstellung zu durchdringen vermag, ohne kiloschweres Katalogwissen, als Impuls und Inspiration. Für beide Module gab es inhaltlich orientierende Grundbausteine zu sechs Themen: „Name und Erbe“,